



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Busche, K.: Der Dichter der griechischen Aufklärung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Dichter der griechischen Aufklärung

Homer allein ausgenommen hat kein griechischer Dichter einen solchen Einfluß auf die Nachwelt ausgeübt wie Euripides, der jüngste der drei großen Tragödiendichter des fünften Jahrhunderts v. Chr. Von seinen Zeitgenossen freilich wurde er nicht recht verstanden, denn nur fünfmal gelang es ihm, an den tragischen Wettkämpfen, an denen er sich wenigstens zweiundzwanzig mal beteiligte, einen Sieg zu erringen, und die Dichter der alten Komödie, Aristophanes an der Spitze, fielen mit bitterem Hohn und Spott über ihn her. Aber schon die mittlere und die neuere Komödie nahm sich in ihren Motiven die kunstvolle und spannend verflochtne Handlung der euripideischen Tragödie zum Vorbild, und dem Euripides vorzugsweise entnahm Aristoteles seine Normen für das Wesen und die Wirkung der Tragödie. Sein großer Schüler Alexander schätzte den Euripides nächst Homer vor allen andern Dichtern, und fast alle spätern griechischen Schriftsteller von Bedeutung nehmen irgendwie Stellung zu ihm oder zitieren ihn wenigstens. Viele seiner Aussprüche wurden zu geflügelten Worten und kommen als solche sogar in der Apostelgeschichte und in den paulinischen Briefen vor. Auch der bildenden Kunst bot der Dichter eine reiche Fülle von Vorwürfen, die berühmte Gruppe des farnesischen Stieres z. B. geht auf seine Antiope zurück, und auf Thongefäßen findet man sehr oft euripideische Szenen und Figuren dargestellt.

Nicht minder stark ist der Einfluß des Dichters in der neuern Zeit seit dem Wiederaufleben der griechischen Sprache und Litteratur gewesen, und zwar besonders gerade in Deutschland. Es sei hier nur daran erinnert, daß Wieland, der eifrige Freund des klassischen Altertums, eine Abhandlung über die Helene schrieb und dieses Stück in das Deutsche übertrug, daß Goethe durch die taurische Iphigenie zu einem seiner schönsten Dramen angeregt wurde, und daß Schiller die aulische Iphigenie und Szenen aus den Phönizierinnen in freier Weise übersetzte. So sehr aber im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die Litteratur über Euripides angewachsen und so viel auch im einzelnen für das Verständnis und die Herstellung seiner Dramen geleistet ist, so begegnet man doch noch immer auch bei Kennern des Altertums einem absprechenden und schiefen Gesamturteil über den Dichter. R. Lehms z. B. nennt ihn einmal weder eine gute noch eine schöne Seele, und Sal. Burckhardt bezeichnet ihn in seiner griechischen Kulturgeschichte als einen wandelbaren Theologen, der von den Gedanken des Anaxagoras und von andern das Ungefährliche aufgreift und seiner Zuhörerschaft eine straflose Impietät gönnt; seine Tragödien sind nach ihm nur der Sprechsaal, aus dem uns das damalige allgemeine athenische

Räsonnieren über göttliche und menschliche Dinge entgegentönt. Unter diesen Umständen hat sich W. Nestle durch seine erfolgreiche Bemühung, die gesamte Welt- und Lebensanschauung des Euripides in systematischer Übersicht darzustellen,*) ein großes Verdienst um den Dichter erworben. Die Bedeutung dieses nicht bloß für Gelehrte geschriebenen Buches, sowie besonders der Umstand, daß sich die Ansichten des Dichters, mit dem es sich beschäftigt, oft mit modernen Anschauungen berühren, dürfte eine kurze Inhaltsangabe in dieser Zeitschrift rechtfertigen.

Der Verfasser beginnt, wie natürlich, mit den äußern Zeit- und Lebensverhältnissen des Tragikers, die ja für die geistige Entwicklung jedes Menschen, auch des größten Geistes, von Wichtigkeit sind. Geboren um die Zeit der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.), verbrachte Euripides den größten Teil seines Lebens in seiner Vaterstadt Athen, deren Glanzzeit nach den Perserkriegen und deren Niedergang durch den peloponnesischen Krieg er miterlebte. Erst gegen das Ende seines Lebens folgte er einer Einladung des Königs Archelaos von Makedonien nach dessen Hauptstadt Pella, wo er nach anderthalbjährigen Aufenthalt im Jahre 406 starb. Die äußern Verhältnisse des Dichters waren günstig, sodaß es ihm vergönnt war, ganz seinen Neigungen zu leben; auch von politischer Thätigkeit hat er sich im Gegensatz zu Aeschylus und Sophokles zeitweilig fern gehalten. Das ganze Leben des Dichters war also der Dichtkunst und philosophischen Studien gewidmet.

Mir nun gefällt es zu singen und ein kluges Wort zu sagen,
Nicht mich mengend in des Staats Tumult,**)

sagt er in einem der uns erhaltenen Fragmente. Für seine Bestrebungen in der Philosophie ist es, wie Nestle mit Recht hervorhebt, charakteristisch, daß er sich nicht an einen bestimmten Philosophen völlig anschließt, sondern aus den verschiedenen Lehrgebäuden das ihm Einleuchtende auswählt; aber seine Werke zeigen — wir haben noch siebzehn vollständige Tragödien und ein Satyrspiel, daneben noch über tausend Bruchstücke aus den verlorenen Dramen — in besonderm Maße den Einfluß von Heraklit, Xenophanes, Anaxagoras und Anaximenes. Wenig wahrscheinlich ist es, daß der Dichter von dem etwa zehn Jahre jüngern Sokrates beeinflusst wurde; beide zeigen allerdings Übereinstimmung in der Verwerfung des Volksglaubens, dagegen die größte Verschiedenheit in den Ansichten über die Seele und über die Ethik, sowie in der Schätzung der geistigen Bildung.

Bevor der Verfasser die philosophische Weltanschauung des Tragikers im einzelnen betrachtet, erörtert er zunächst seinen dichterischen Charakter. Wie die Dichter des Altertums überhaupt verfolgte auch Euripides in seinen Tragödien vor allem den Zweck, seine Zuhörer zu bessern und zu belehren. Aber in zwei Hauptpunkten unterscheidet er sich von seinen ältern Kunstgenossen Aeschylus und Sophokles. Während diese denselben Zweck durch Idealisierung der

*) Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung, von W. Nestle. Stuttgart, 1901. 594 S.

***) So übersetzt D. Ribbeck; in der Regel gebe ich die Zitate nach den bei Nestle genannten Übersetzungen.

Götter und Menschen zu erreichen suchen, stellt Euripides ganz seiner zur Schwermut und zum Grübeln geneigten Natur gemäß den Menschen, so wie er wirklich ist, mit allen seinen Leiden und Leidenschaften dar und knüpft daran rationalistische Betrachtungen über die Götter, die das Leid und die Fehler der Menschen zulassen oder gar veranlassen. Außerlich zwar treten auch bei ihm die handelnden Personen im Gewande von Heroen und Heroinen auf, aber gerade dadurch, daß der Dichter es unterlassen hat, ihnen dieses Gewand abzustreifen und somit an die Stelle der mythologischen die historische oder die bürgerliche Tragödie zu setzen, sind seine Dramen in einen gewissen innern Zwiespalt geraten, den schon Aristophanes erkannt und mit scharfen Worten gezeigelt hat. Der zweite Unterscheidungspunkt ist die kunstvolle, mitunter raffinierte Dialektik, mit der der Dichter durch den Mund seiner Helden seine eignen philosophischen und politischen Ansichten darlegt, und die ihm zuweilen sogar zur Kritik von Werken oder einzelnen Stellen der ältern Meister oder auch seines Gegners Aristophanes dienen muß. Die beiden Grundwurzeln aller wahren Poesie, Freude und Leid, vor allem die Freude und das Leid der Liebe, kommen aber auch bei Euripides zu ihrem Rechte, und daneben zeigt sich überall das Bestreben, der Wahrheit, dem Recht und dem Guten zum Siege zu verhelfen.

In der Erörterung der philosophischen Weltanschauung des Dichters werden, wie billig, seine Ansichten über die Gottheit vorangestellt. Er beginnt mit dem Zweifel, dem Ursprung aller Wissenschaft. Im Gegensatz zu den Priestern der staatlich anerkannten Gottheiten, den Orakeldienern und Sehern ist Euripides mit dem Sophisten Protagoras der Ansicht, daß die menschliche Einsicht unfähig sei, das eigentliche Wesen der Gottheit jemals zu erkennen. In einem Bruchstück aus dem Philoktet heißt es:

Warum denn sitzt auf Weissagestühlen ihr
Und schwört, der Götter Thun zu wissen hell und klar?
Nur Menschenwerk sind diese eure Sprüche ja.
Dem wer mit seinem Wissen von den Göttern prahlt,
Ist darum mehr doch als ein eitler Schwätzer nicht.

Jedoch ist der Dichter weit davon entfernt, einen nackten Atheismus zu predigen, vielmehr empfiehlt er an zahlreichen Stellen die Tugend der Frömmigkeit, insofern sie auf dem Bewußtsein von der Macht und der Gerechtigkeit der Götter — den Plural behält der Dichter ähnlich wie Sokrates in der Regel bei — beruhe. Neben den Göttern, ja sogar über diesen steht auch bei ihm die vielgestaltige und darum rätselhafte Macht des Schicksals oder der Notwendigkeit. „Das Schicksal ist Herr über dich und über die Götter,“ sagt Athene zu Thoas in der taurischen Iphigenie. Gegen den Frevler, insbesondere den Übermütigen, wird das Schicksal zum Rachegeist (Mastor), dessen Zorn nicht nur den einzelnen Menschen, sondern ganze Generationen, wie das Geschlecht der Labdakiden, vernichten kann.

Und wo ein Haus nicht auf gesundem Grunde
Errichtet ist, da hüßen es die Kinder,

heißt es im Herakles. So sehr aber der Dichter von einer göttlichen Welt-

regierung überzeugt ist, so rücksichtslos wendet sich andererseits seine Kritik gegen alle mythischen und abergläubischen Bestandteile der überlieferten Religion. Die Sagen von der Helena und dem trojanischen Kriege, von den Tantaliden und der Iphigenie, an denen die Zeitgenossen des Dichters zumeist noch mit gläubigem Vertrauen hingen, behandelt er mit souveräner Freiheit; er verwirft sie entweder ganz oder sucht sie auf natürliche Weise zu erklären. Der Wahnsinn des Orestes z. B., den die andern Tragiker als ein von den Göttern verhängtes Übel hinstellen, ist bei Euripides eine rein pathologische Erscheinung geworden. Der Dichter scheut sich auch nicht, den letzten Schritt zu thun und die polytheistische Götterwelt, die ein so wichtiges Element dieser Sagen ist und den Menschen oft so übel mitspielt, als Gebilde der menschlichen Phantasie zu bezeichnen; denn „wenn Götter etwas Böses thun, sind's Götter nicht.“

Auch bei Sophokles schließen Göttlichkeit und Sünde einander aus, aber dieser Dichter zieht daraus den entgegengesetzten Schluß, er sagt an einer Stelle: „Was Götter auch betreiben, niemals ist es böß.“ Damit hängt es zusammen, daß unser Tragiker die von den Griechen sonst so hochgeschätzte Weissagerkunst an zahlreichen Stellen seiner Dramen verwirft; bezeichnend ist vor allen sein Urtheil in der Iphigenie in Aulis 956 f.:

Und was ist ein Seher überhaupt?

Ein Mensch, der meistens Lügen, selten Wahres spricht.

Ihm ist „Geist der beste Seher und Besonnenheit.“

Ebenso ist er ein Feind der Opfer und der Weihgeschenke, und sogar das Gebet kommt schlecht bei ihm weg.

Ihr Götter! Schlechte Helfer freilich ruf ich an;

Doch gilt's für Anstand ja, die Götter anzuflehn,

Wenn eines von uns wird vom Unglück heimgesucht,

läßt er die Hekabe in den Troerinnen sagen.

So verfolgt der Dichter in allen Dramen, wenn auch nicht immer auf den ersten Blick erkennbar, eine durchaus rationalistische Tendenz, und es ist ein besonderes Verdienst Nestles, dies auch für die Bakchen, eins der letzten Stücke des Dichters, das erst nach seinem Tode aufgeführt wurde, nachgewiesen zu haben. In diesem Drama, dessen Motiv die grausame Bestrafung des Thebanerkönigs Pentheus für seinen Unglauben an den neuerstandnen Gott Dionysos ist (Pentheus wird von der eignen in bakchantische Raserei versetzten Mutter zerrissen), sehen nämlich noch heute namhafte Forscher, wie E. Rohde, D. Ribbeck, Th. Gomperz und andre, eine Umkehr des Dichters von seinen bisherigen religiösen Anschauungen und eine Rückkehr zum alten Volksglauben. Dagegen zeigt nun Nestle in ausführlicher Darlegung, daß es dem Dichter nur darauf ankommt, in dem Pentheus ein Beispiel von brutaler, aber vergeblicher Auflehnung gegen eine neu aufkommende Geistesrichtung zu geben, daß dabei die Person des Dionysos ganz indifferent ist, daß dieser vielmehr in einzelnen Zügen durchaus den sonstigen aufgeklärten Anschauungen des Dichters von der Götterwelt entspricht.

An den Göttern des Volksglaubens vermißt Euripides namentlich die Gerechtigkeit, und deshalb legt er gerade diese Eigenschaft dem Weltgeist, der nach seiner Idee alles regiert, bei, ja er identifiziert, hierin dem Heraklit

folgend, die göttliche Weltregierung geradezu mit der Dike. Sie hat die Eigenschaften, die wir gewohnt sind, Gott beizulegen, Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart.

Im Archelaos sagte der Dichter:

Glaubst du, daß du der Götter Walten je besiegst,
Und daß wohl Dike weile fern den Sterblichen?
Rein, nah ist sie, und selber nicht gesehen, sieht
Und kennt sie jeden, welcher Strafe braucht, und nie
Weiß man, ob sie nicht raschen Schlags den Freoler trifft.

Auch über die Entstehung der Welt hat Euripides seine Gedanken geäußert. Aus zwei Urstoffen ist nach ihm die gesamte organische Schöpfung hervorgegangen, aus dem feuchten Element des Äthers und dem trocknen der Erde. Die Erzeugung selbst wird allerdings verschieden angegeben; in der Regel läßt er sie durch die Verbindung oder durch die Vermählung dieser Urstoffe geschehn, an einer Stelle dagegen durch die nach der Vereinigung erfolgte Trennung. Diese Verschiedenheit erklärt sich wohl daraus, daß der Dichter verschiedenen Philosophien — zunächst wohl der des Archelaos, dann aber auch der des Anaxagoras und Empedokles — folgte und sich keine feste Theorie über diesen Punkt gebildet hatte.

Die so entstandne Schöpfung ist als Ganzes unvergänglich, die Einzelwesen aber kehren zu den beiden Grundstoffen zurück. Auch der Mensch gehört zu diesen Einzelwesen, und auch er ist aus den beiden Urelementen gebildet: der Körper ist der Erde, der Geist dem Äther entnommen. Von einer persönlichen Unsterblichkeit der Seele, wie sie Sokrates annahm, will deshalb Euripides nichts wissen, sondern durch den Tod kehre der Körper zur Erde zurück, der Geist dagegen entschebe wieder in den Äther und habe fortan — ebenso wie alle andern organischen Wesen nach ihrem Vergehn, nur in größerem Maße als diese — teil an dem Bewußtsein des Weltäthers. Eine gewisse Ähnlichkeit damit zeigt die Lehre des Aristoteles, nach der das Unsterbliche im Menschen, die Vernunft, von außen in den Menschen hineinkommt und nach seinem Tode wieder in die allgemeine Vernunft untertaucht.*) Derartige Ideen berühren sich mit dem modernen Pantheismus, und Nestle erinnert dabei an die letzten Worte von D. F. Strauß:

Heute gilt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt;
In der Luft verschwinmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Diese Ansicht über die Zukunft nach dem Tode ist dem Dichter die wahrscheinlichste; die landläufige Vorstellung vom Hades, wo die Abgeschiednen fortleben, wird zwar auch hin und wieder berücksichtigt, aber immer nur aus poetischen oder dramatischen Gründen, sodaß sie offenbar der innern Überzeugung des Dichters fernsteht.

Auf dem Gebiete der Ethik geht der Tragiker von dem Grundsatz aus, daß die Naturanlage für den menschlichen Charakter ausschlaggebend sei. Während nach der Lehre des Sokrates das Wissen oder das Erkennen des

*) Vgl. Grenzboten 1902, I, S. 310.

Guten mit dem Thun zusammenfällt, kann bei Euripides der Mensch, auch wenn er das Rechte erkannt hat, es doch vielfach nicht thun, weil ihm die sittliche Fähigkeit fehlt. Vor allem wichtig ist also die Vererbung; von guten Eltern, mögen sie von vornehmer oder geringer Geburt, arm oder reich sein, stammen gute Kinder ab, von schlechten schlechte. Die gute Erziehung, so wünschenswert sie an sich ist, ist nicht imstande, den von Natur Schlechten völlig umzuwandeln. Dagegen wird ein schlechter Umgang auch auf den von Natur zum Guten Begabten verderblich einwirken.

Der oft, auch von Paulus im 1. Korintherbrief 15 B. 33 zitierte Satz: „Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten“ geht auf Euripides zurück. Das Gute identifiziert der Dichter mit dem Rechte; jeder also, der von Natur überhaupt dazu fähig ist, muß unbeirrt nach dem Rechte streben, wenn er tugendhaft werden will. Das christliche Gebot der Feindesliebe ist dem Euripides wie überhaupt dem Altertum unbekannt, die Wiedervergeltung für erlittenes Unrecht ist auch dem Guten erlaubt, ebenso die Bevorzugung des eignen Ich, nur darf die Selbstliebe nicht in niedrige Gewinn- und Genußsucht ausarten. Ungerecht ist vor allem das Widerstreben gegen das Schicksal, und der Dichter wird nicht müde, vor der Überhebung, der Hybris, zu warnen und andrerseits die demütige Ergebung in den Willen des Schicksals als wahre Lebensweisheit anzuraten. Ein Fragment z. B. lautet:

Wer der Notwendigkeit zu weichen weiß, der gilt
Für weise uns, und der versteht der Gottheit Sinn.

In den Bereich des Rechts fällt auch die von den Griechen zu allen Zeiten so hochgehaltne Sophrosyne, ein Begriff, den man im Deutschen nicht gut durch ein Wort wiedergeben kann, und der das besonnene Maßhalten in allen Lebenslagen bezeichnet, ferner gehört noch besonders dahin die Wahrhaftigkeit, die der Dichter zu seinem Schmerz durch die rhetorischen Künste der Sophisten bedroht sieht. In einem Bruchstück aus dem ältern Hippolytus heißt es:

Ach, daß der Menschen Thaten reden könnten, und
Die schlauen Redner also sanken in ihr Nichts!
Doch nun beseitigen mit gekäufger Zunge sie
Die Wahrheit, daß ans Licht nicht kommt, was es doch soll.

Dagegen stimmt der Dichter mit den Sophisten überein in der Beurteilung der einseitigen Ausbildung des Körpers, wie sie namentlich in Sparta üblich war; er verwirft zwar die gymnastischen Übungen nicht gänzlich; aber auf die Bildung des Geistes soll bei der Erziehung durchaus das Hauptgewicht gelegt werden.

In dem Kapitel über Ethik spricht der Verfasser unsers Buches auch über die Liebe bei Euripides. Der Tragiker unterscheidet eine sinnliche und eine mehr geistige Liebe; diese, bei der das sinnliche Element zurücktritt, berührt sich nahe mit dem platonischen Eros; sie befriedigt Gemüt und Geist und gewährt dem Menschen das höchste Glück des Lebens:

Berfällt der Liebe irgendwo ein Sterblicher,
Und ist nur edel seiner Liebe Gegenstand,
So giebt's kein Glück, von dem dies übertroffen wird.

Die sinnliche Leidenschaft dagegen führt den Menschen ins Verderben, wie sie die Phädra im Hippolytos vernichtet. Freilich ist der Gros eine gewaltige Macht, und wen er erfasst, der ist ihm verfallen, dem Herrscher über Götter und Menschen, und nur der kommt glücklich davon, der es versteht, auch in diesem Punkte das rechte Maß innezuhalten.

Ich übergehe den folgenden Abschnitt des Buches, der vom Menschenleben handelt, also von den Ansichten des Dichters über den Wechsel von Glück und Unglück, Freude und Leid, über Krankheiten, Alter und Sterben. Nur der Umstand sei erwähnt, daß der im Altertum so vielfach wiederkehrende Gedanke „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen“ auch bei Euripides mehrfach vorkommt, so z. B. in den Troerinnen 509 ff.:

Nie glücklich nennen sollst du mir den Sterblichen,
Bevor du seinen letzten Tag gesehen, wie
Er den vollendend niederwallt ins Totenreich.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der menschlichen Gesellschaft, zunächst mit dem Familienleben. Bei der Ehe, das heißt bei der Einzelehe — die Polygamie wird durchaus verworfen — betont der Dichter vor allem das Sittliche; eine glückliche Ehe gehört zu dem Schönsten und Besten, was der Mensch sich wünschen kann.

Im Drestes B. 602 f. heißt es:

Ein selig Leben lebt der Mann, dem schön erblüht
Das Glück der Ehe; wem es da nicht lächelte,
Dem fiel daheim und draußen ein unfelig Los.

Das Glück der Ehe liegt hauptsächlich in der Hand der Frau, die ein mitfühlendes Herz für die Freuden und Leiden des Gatten haben und treu und züchtig im Hause walten soll. Aber solche Frauen sind selten, viel häufiger ist die böse Frau, und diese wird deshalb von dem Dichter, der nach der Überlieferung durch persönliche üble Erfahrungen in seiner Ehe verbittert war, mit herbem Tadel bedacht, ja an einzelnen Stellen wendet sich sein Groll gegen das ganze weibliche Geschlecht ohne Unterschied, sodaß er schon im Altertum als ausgesprochener Weiberfeind galt. Dagegen zeigt nun Nestle, daß dieser Vorwurf doch nicht ganz berechtigt ist; er stimmt nicht zu dem doch auch nicht seltenen Lob des guten Weibes und vor allem nicht zu den von Euripides geschaffnen herrlichen Frauengestalten, wie Alkestis, die für den Gatten stirbt, Euadne, die dem Gemahl in den Tod folgt, Makaria, die sich für ihre Brüder opfert, und Sphigenie, die ihr Leben für das Vaterland hingeben will. „Genau besehen, hat Euripides den Frauen nicht schlimmer mitgespielt als mancher Dichter vor, mit und nach ihm; im Gegenteil, er hat sich entschieden bemüht, ein möglichst objektives Urteil über sie abzugeben. Euripides erkennt nicht einmal die sonst allgemeine Anschauung des Altertums, daß der Mann als solcher mehr wert sei als die Frau, unbedingt an, indem er individualisiert und zugiebt, daß eine bestimmte einzelne Frau besser sein könne als ein bestimmter einzelner Mann.“*)

*) Vergl. auch v. Wilamowitz, Einleitung zur Ausgabe des Herakles S. 10: „Es muß geradezu gesagt werden, daß Euripides das Weib und die durch das Verhältnis der Geschlechter

Was das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern anlangt, so ist es natürlich, daß die Eltern vor allem ihre Kinder lieben; von den Kindern verlangt der Tragiker Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Eltern. Fragm. 852 lautet:

Wer seine Eltern während ihres Lebens ehrt,
 Der ist im Leben wie im Tod der Götter Freund.
 Doch wer nicht ehren will, die ihn gezeugt, der mög
 Mit mir nie opfern vor der Götter Angesicht,
 Noch trag mit ihm mich auf der See daselbe Schiff.

Werfen wir nunmehr mit dem Verfasser unsers Buches einen Blick auf die politischen Anschauungen des Euripides, so ist hier vor allem seine innige Vaterlandsliebe hervorzuheben. Der Gedanke, daß dem Vaterlande die Treue bis in den Tod gehalten werden muß, wird nicht nur oft ausgesprochen, sondern auch wiederholt dramatisch durchgeführt. Seine attische Heimat preist der Dichter in einem Chorliede der Medea und auch sonst als Sitz der Musen und als Stätte der Weisheit, auf attischen Sagen beruht die Handlung des Hippolytus, der Hiketiden, der Herakliden und verschiedner verlornen Dramen, und in vielen andern Stücken werden heimatliche Mythen und Gebräuche, auch wenn sie der Weltanschauung des Dichters widersprechen, mit Vorliebe und mit Stolz mehr oder weniger ausführlich behandelt. Auch die demokratische Verfassung Athens entspricht im wesentlichen dem politischen Ideal des Dichters, wenn er auch keineswegs blind ist gegen ihre Fehler und Schwächen. Namentlich wird die in Athen nach dem Tode des Perikles zum Schaden des Staates immer mehr überhand nehmende Demagogie recht oft einer herben Kritik unterzogen.

Das Leben unsers Tragikers fällt zum Teil in den langen und für Athen so verderblichen peloponnesischen Krieg, und daraus wohl erklärt sich seine tiefe Abneigung gegen den Krieg. Der Krieg ist ihm in jedem Fall ein Übel; er soll nur geführt werden, wenn er sich gar nicht vermeiden läßt, dann aber mit Kraft und Nachdruck. Dagegen werden die Segnungen des Friedens, den der Dichter von ganzem Herzen herbeisehnt, gern von ihm gepriesen, am schönsten in einem Chorlied des sonst verlorenen Kresphontes:

Friedensgöttin, du Reichste und
 Schönste im seligen Götterkreis,
 Wie lang stillst meine Sehnsucht du nicht!
 Fast fürcht ich, das Alter könnte mich
 Mit seinen Leiden treffen,
 Bevor ich darf schauen deine glückliche Zeit,
 Deine fröhlichen Tänze und Lieder
 Und deine ruhmreichen Gesänge.
 Zieh ein, kehre, in meine Stadt!
 Halt von unsern Häusern ab
 Feindlichen Aufruhr, rasenden
 Streit, sich freuend an scharfem Eisen!

entstehenden sittlichen Konflikte für die Poesie entdeckt hat, und daß die hellenische Poesie nicht viel mehr hat thun können, als von diesem seinem Schatze zu zehren. Es giebt wenig Dichter, denen das weibliche Geschlecht so dankbar zu sein Grund hat."

Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß der Dichter den Spartanern, den Gegnern Athens, keineswegs gewogen ist; wo sich nur die Gelegenheit bietet, giebt er seinen Haß gegen das ränkesüchtige, treulose und barbarische Sparta zu erkennen, auch finden sich hier und da deutliche Anspielungen auf politische Unternehmungen, die dem Feinde irgendwie schaden können, so z. B. in den Hiketiden auf das von Alkibiades befürwortete Bündnis zwischen Athen und Argos.

Das letzte Kapitel des Buches ist den sozialen Anschauungen des Euripides gewidmet. Der durch die Geburt ererbte Adel gilt dem Dichter wenig oder nichts; der Adel ist ihm nur dann etwas wert, wenn er mit sittlicher Tüchtigkeit gepaart ist, und umgekehrt verleiht eine edle Gesinnung auch einem geringen Manne, wie dem Landmann in der Elektra, gleichsam den Adel. Fragment 345 lautet:

Vom Adel hab ich dies zu sagen, kurz und gut:
Der wahre Mann ist mir der einzig adliche,
Der ungerechte, mag sein Vater besser noch
Gewesen sein als Zeus, erscheint unedel mir.

Sehr scharf verurteilt der Tragiker an verschiedenen Stellen das maßlose Streben nach Reichtum; der Reichtum ist ihm nicht nur ein vergängliches Gut, sondern er kann geradezu verderblich wirken, insofern er seinen Besitzer zur Überhebung verleitet. Auch mit der Dummheit ist der Reichtum oft verbunden; im Archelaos sagte der Dichter:

Reich bist du? Reichtum: Dummheit ist und Feigheit dies.

Nur ein mit richtiger Einsicht verbundener Besitz kann glücklich machen, denn sie lehrt den Reichtum zu guten Zwecken, namentlich zur Wohlthätigkeit verwenden. Andererseits ist freilich auch große Armut nicht als Vorzug anzusehen, denn auch sie dient dazu, das Böse der menschlichen Natur zu reizen.

Auf Trug und dunkle Mittel kommt der arme Mann,
Der aus unwürdiger Armut sich aufhelfen will. (Fr. 288.)

Reichtum und Armut lassen sich freilich nicht aus der Welt schaffen, aber dem Dichter erscheint als das beste Los die Mitte zwischen beiden Extremen; einem vorwiegend auf dem Ackerbau begründeten Mittelstand redet er wiederholt das Wort.

Die Sklaverei erkennt Euripides als eine in den bestehenden Rechtsverhältnissen begründete Einrichtung an, moralisch aber hält er sie für ungerecht und der Menschenwürde widersprechend. Denn ein Sklave kann ebenso gut eine edle Gesinnung haben wie ein Freier:

Ich nun weiß nicht, warum auf edle Abstammung
Man schauen soll; wer mannhaft und gerecht nur ist,
Den nenn ich edel trotz des leeren Vorurteils,
Ist er gleich Sklave: mehr gilt der Charakter mir. (Fr. 495.)

Da die Sklaverei nun einmal besteht, so sollen die Herren ihre Sklaven wenigstens gut behandeln, dann wird das gegenseitige Verhältnis erträglich sein. Im Meleager sagte der Dichter:

Wie schön für Sklaven, wenn sie haben brave Herrn,
Und für die Herrn, wenn ihre Sklaven wohlgefimmt.*)

Zuletzt weist Nestle noch darauf hin, daß sich bei Euripides trotz seiner ausgesprochenen Vaterlands- und Heimatsliebe doch schon hier und da Anklänge an ein Weltbürgertum finden, und daß der Dichter, der die Worte sprach:

Die Erde, die uns nährt, ist überall Vaterland,

oder:

Der edle Mann, ob fern er wohnt im fremden Land,
Ob ich ihn nie mit Augen sah, ist doch mein Freund,

gleichsam „die Brücke bilde vom nationalen Hellenentum zum weltbürgerlichen Hellenismus.“

So wird das Buch Nestles den innern Eigentümlichkeiten der euripideischen Tragödie in jeder Hinsicht gerecht, und es ist wohl geeignet, über den Dichter der Aufklärung selbst aufklärend zu wirken. Unfre Inhaltsangabe will nicht nur die Leser der Grenzboten auf das auch stilistisch vortreffliche Werk aufmerksam machen, sondern zugleich auch zur Lektüre des Dichters selbst anregen, der ja durch die Übersetzungen von Bruch und Donner, für einzelne Stücke (den Herakles, die Schutzlehenden und den Hippolytos) auch durch die geistvolle Übertragung von Wilamowitz jedem zugänglich ist.

Leer

K. Busche



Von einer Weltreise

5. Über den politischen und den wirtschaftlichen Wert der Tropenkolonien



ropenkolonien erscheinen aus manchen Gründen für das Mutterland von zweifelhaftem Wert. Die allzu freie, leichte Herrschaft über die farbigen Völker demoralisiert zuweilen die Leute, die behaupten, als Träger der Kultur hinauszugehn. Sie täuscht auch über die eigene Kraft. So haben sich die Engländer durch ihre zahllosen Tropensiege und ihre Erfolge in der Unterjochung farbiger Völker in allen Erdteilen über ihre militärische Kraft täuschen lassen. Eine Machtverstärkung geben Tropenkolonien dem Mutterlande beinahe nie. So wie ein reicher Mann nicht reich ist, weil er Edelsteine und andre Kostbarkeiten hat — denn diese sind unfruchtbarer Reichtum —, sondern Edelsteine hat, weil er reich ist, so ist ein europäischer Staat nicht darum mächtig, weil er Tropenkolonien hat, sondern wenn er mächtig und unangreifbar in Europa ist, so kann er es sich erlauben, auch Tropenkolonien zu haben, ja sie fallen ihm dann beinahe von selbst zu, nicht als Zuwachs zu seiner Macht, sondern als deren Genuß und Frucht. Reich kann ein Volk allerdings werden durch

*) Daß diese Ansichten über die Sklaverei nicht bloß dem Euripides eigentümlich sind, sondern auch von andern antiken Dichtern geteilt werden, wissen die Leser der Grenzboten aus dem zweiten der Drei Spaziergänge in das klassische Altertum von E. Zentsch.